

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Die Schneekapelle
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schneekapelle.

Ein Kindergeschichtlein von Meinrad Lienert, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war im tiefen Winter. An einem langweiligen schulfreien Nachmittag hatte der Meiredli die Legende seines lieben Namenspatrons St. Meinrad gelesen. Darnach beschloß er — wahrscheinlich tat es ihm des Heiligen einsames Waldbleben an — ebenfalls heilig zu werden. Immerhin gedachte er es so einzurichten, daß er die Beziehungen zum elterlichen Hause und besonders auch zur elterlichen Küche nicht gänzlich abzubrechen brauchte. Am liebsten hätte er sich in den Klosterwald zurückgezogen und dort eine Sommerklausur aus Tannreisig und Moospolstern eingerichtet. Derzeit ließ es sich jedoch nicht machen, da Wald und Feld in diesem Schnee begraben lagen und unzugänglich waren. So kam er mit sich überein, vorläufig noch nicht völlig aus dieser sündigen Menschheit auszu scheiden, sich hinter dem Hause ein hübsches Schneekirchlein zu erbauen und sich darin einstweilen für das Heiligwerden zu trainieren.

Mit Hilfe einiger Spielgenossen, die er nach geleisteter Arbeit mit den ihm vom Arzte verordneten Wurmzeltchen ablöhnte, gelang es ihm wirklich, ein kugelrundes Kirchlein aus eitel blixblankem Schnee zu erbauen. Auf das Dach setzte er ein von ihm zusammen genageltes Holzkreuz, und dann hohlte er mit viel Geduld ein Gewölbe ins Kirchlein. Zwar hatte der Neubau keine Fenster und als Eingang nur ein Loch, durch das man auf allen Bieren schlüpfen mußte. Aber eine kleine rote, mit Steinöl gefüllte Ampel, die geschickt am Gewölbe angebracht war, erfüllte die Kapelle mit einer traulichen Dämmerung.

Sogar ein kleiner Altar wurde im Schneekirchlein aufgerichtet. Denn sobald die Großmutter die eifigen Vorbereitungen ihres Enkels auf ein heiligmäßiges Leben

bemerkt, hoffte sie in ihres Herzens immerwährender Vertrauensseligkeit, den Wildfang für ein paar Tage von ihrer Schürze loszuhaben, und unterstützte seine außerordentlichen Absichten aufs lebhafteste. Daher beschenkte sie ihn auch mit einigen andachtserregenden Devotionalien und ihrem Wachsrodel, aus welchen Dingen er mit kundiger Hand einen wenn auch primitiven Altar herzurichten verstand. „So,“ sagte dann die Großmutter, „jetzt wollen wir gerne sehen, was du für ein Heiliger wirst! Hoffentlich werden wir dich bald im Kalender haben!“

Nun machte sich der Meiredli immer, sobald die Schule aus war, in seine Schneekapelle. Die Aufgaben bereinigte er im allgemeinen nur mehr oberflächlich, und die Übungen in den vier Spezies, deren Ziffern er noch weniger liebte als die roten Ameisen, überließ er meistens der Großmutter, die sie mit einer Kreide auf dem Tafeltisch der Wohnstube in entgegenkommendster Weise vorzunehmen pflegte.

In der Kapelle begann er jetzt sein Einsiedlerleben. Die größere Enthaltsamkeit im Essen verschob er jedoch auf später, auf das Einsiedlerleben in der Sommersaison. Da wollte er sich dann in des Waldes tiefsten Gründen nur noch von Beeren und Wurzeln ernähren, wobei er allerdings zuerst an die Süßholzwurzel dachte. Vorläufig pflegte er die Kapelle selten ohne ein gewaltiges Stück Brot oder Birnenwecken in der Hand zu betreten. Dagegen lag er den sogenannten geistlichen Übungen, oder was er dafür halten möchte, eifrig ob. Das heißt, er sang alle Marienliedlein, die er wußte, und am Ende jaulte er sogar; denn für einen an gehenden Einsiedler führte er ein Leben herrlich und in

Freuden, obwohl es ihm freilich vorkam, er mache dabei im Heiligwerden höchst geringe Fortschritte.

Eines Vormittags nach der Schule, als er sich wieder, an einem schier unermeßlichen Bärendreckstengel lutschend, in seine Eremitage zurückzog und darin in totaler Außerachtlassung seiner frommen Vorsätze wilde Purzelbäume schlug und wie ein verliebter Handknab auf der Alp drauflos jauchzte, guckte ein kleiner Flachskopf in die Kapelle hinein, und des Kartschen Marieli zwei sanfte blaue Augen lachten den seltsamen Einfielder an.

„Da drin ist es aber schön,“ sagte das Marieli und staunte bewundernd die rote Ampel und den kleinen Altar an; „es sieht aus wie in einer Kirche!“

„He ja,“ meinte er, „es ist auch eine Kirche!“

„Was machst du denn da drin?“ fragte es.

„He, halt ein Heiliger werde ich!“

Da kicherte das Marieli.

„Was lachst du denn, du Dumme!“ fuhr sie der Meiredli indigniert an.

„He,“ sagte das Marieli, „ein Heiliger jaucht doch gewiß nicht!“

Jetzt ward er wild, vergaß, daß das Hauptfordernis der Heiligkeit die Geduld ist, und schlüpfte dem aufkreischenden und flink davonstiebenden Mägdlein, mit einem Schneeball bewaffnet, nach.

Aber als sie in wilder Hast ums Haus jagten, glitschte das Marieli auf dem Eis aus, fiel hin, und klirrend zersprang die Flasche Rotwein, die es seinem Vater im Wirtshause hatte holen müssen.

Erschrocken blieb der Meiredli stehen. Das Marieli aber starre stumm und totenbleich auf das Geschwemme im Schnee, als blickte es in sein Grab hinein. Der Boden sah um und um blutrot aus, als wäre da im Schnee ein Säulein gemeißelt worden.

Jetzt ward dem Knaben das Unglück mit einem Male klar. Die Stiefmutter des armen Kindes stand vor ihm wie ein Gespenst. Das Weinen zuckte ihm in den Mundwinkeln, des Mägdeleins stummer Jammer stach ihn anklagend ins Herz.

„Marieli,“ machte er halblaut, es mit scheuen Blicken ansehend, „wein' nur nicht! Ich will mit dir heimgehen und es deiner Stiefmutter sagen, wie's hergegangen ist!“

Nein, das Marieli weinte nicht; es starre nur immer die Scherben im Schnee an, mit Augen, daß man hätte meinen sollen, die kalten harten Glasscherben müßten sich unter diesen Blicken wieder zusammenziehen.

Jetzt begann der Meiredli wirklich zu weinen.

„Komm, Marieli, komm, ich sag's meiner Großmutter, daß sie mit dir heimgeht!“

Er versuchte, das Kind am Nöcklein gegen das Haus zu ziehen.

„Nein, nein, nein!“ machte es plötzlich blutzündrot, warf sich auf den Boden und bedeckte das rote Geschwemmen sorgfältig mit frischem Schnee. Dann sprang es auf, und wie es wieder gegen das Haus ziehen wollte, bat es flehend: „Läß mich, läß mich! Die Stiefmutter schlägt mich mit dem Scheit, sie reiht mich an den Haaren in den Keller hinunter, wo's gepeinert, und läßt mich dort die ganze ewige Nacht. Nein, nein, ich will nicht heim, ich will nicht heim! Weißt du,“ sagte sie hastig und sich mit Augen, in denen Todesangst irrlichterte, allseitig blitzgeschwind umschauend, „weißt du, was ich tue? Ich verstecke mich in deine Schneehöhle, dort sucht sie mich gewiß am wenigsten. Aber gelt, Meiredli,“ — schier laut, verzweifelt räunte sie's dem Kleinen ins Ohr — „gelt, du sagst es niemand, auch deiner Großmutter nicht? Versprich mir's! Sag: Auf Ehr und Seligkeit! Sag: Ich will in die Hölle kommen, wenn ich's sage!“

„Auf Ehr und Seligkeit, ich will . . .“

Der Schatten eines Weibes kam um die Ecke. Da war das Kind schon spurlos verschwunden. Der Meiredli machte sich, allseitig vorsichtige Umschau haltend, zu seiner Schneekapelle und guckte hinein. Ein schwacher Aufschrei war drin.

„Ich bin's bloß,“ machte er; „es ist nicht die Stiefmutter gewesen, die Grabbetterin war's nur!“

„Büblein, komm zum Mittagessen!“

Es war die Stimme der Großmutter, die nach dem Knaben rief. Halb verzweifelt vor Angst drängte ihn das Marieli aus der Schneehöhle: „Lauf, lauf, sonst kommt sie herunter! Komm unter Tags lieber nicht mehr herein; sonst merkt's meine Stiefmutter!“

Traurigen Herzens machte sich der Meiredli zum Mittagessen. Darnach mußte er bald wieder in die Schule, ohne daß es ihm gelungen wäre, dem verborgenen Mägdlein den Wurstzipfel, den er im Jöpplein versteckt hatte, unbemerkt in die Schneekapelle hineinzureichen. Es war wie verhext. Immer ging jemand vorbei, und zuletzt kamen gar des Knaben Spielgenossen und wollten durchaus in seine Kapelle hinein. Nur mit Ach und Krach und dadurch, daß er dem ungeduldigsten Dränger seinen Wurstzipfel schenkte, brachte er sie mit sich von der Schneehöhle ab und zur Schule.

Den ganzen Nachmittag saß er dann wie auf Feder spitzen in der Schulbank und sehnte sich gewaltig nach Hause, um dem verborgenen Kamerädelein, das gewiß sehr hungrte, etwas zum Essen hineinreichen zu können. Und doppelt sehnte er sich von der Schulbank fort, als nun die Marijeba, des Marieli Stiefmutter, mit bösen Augen in der Schule erschien und den Lehrer nach ihrem „Zaupfen“, wie sie das Kind zornglühend nannte, fragte. Der Lehrer wies sie zwar barsch fort, aber der Meiredli

fuhr doch alle Augenblicke erschrocken zusammen; denn immer wieder meinte er, das Marieli aufjammern zu hören.

Endlich, endlich war die Schule aus.

Im Galopp, mit klapperndem Schultornister jagte der Knabe nach Hause. Und als es ihm gelang, unberichtet zum Eingang seiner Kapelle zu kommen, rief er halblaut hinein: „Marieli, ich bringe dir gleich ein Stück Brot!“ Dann polterte er die Hausstiegen hinauf in die warme Stube.

Dort befand sich noch sein Vater. Als der Meiredli rasch sein Abendbrot zur Hälfte hinuntergewürgt hatte und mit der andern Hälfte sich möglichst geräuschlos ins Freie verziehen wollte, hielt ihn der Vater an und bedeutete ihm kurzgebunden, er möchte sich gefälligst einmal nicht nur zum Essen und zum Heiligwerden Zeit nehmen, sondern auch zur höchsteigenen Lösung seiner arithmetischen Aufgaben, da man von der Großmutter nicht verlangen könne, daß sie noch einmal die ganze Primarschule für ihn durchhüse.

So mußte sich das erschrockene Bürschlein wohl oder übel an die Lösung der arithmetischen, für ihn so rätselhaften Inschriften machen, und da der Vater in der Stube zu tun hatte, gelang es ihm nicht wegzukommen, was auch nicht viel genügt hätte. Die Großmutter hatte nämlich die Brothälfte, die der Meiredli unvorsichtigerweise in der Verwirrung neben sich auf den Tisch gelegt, in der Meinung, er möge sie nicht zwingen, weggenommen.

Trübselig mühete er sich mit der Ausführung seiner Rechnungen, die ihn für eine Weile das Kind in der Schneekapelle vergessen ließen. Aber als er einmal zufällig durchs Fenster sah, erblickte er in der dämmernden Gasse die Mariseba, die aufgeregt ums Haus schnüffelte, was ihn aufs höchste beunruhigte. Jetzt sah sein Vater die Aufgaben nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Meiredli, so bringst du's doch noch aufs Geselbänklein! Nicht eine einzige Rechnung hast du dasmal richtig gelöst! Schäm dich!“

Der Meiredli schämte sich zwar, aber nicht mit der vom Vater gewünschten Inbrunft. Er hatte jetzt an ernstere Dinge zu denken: an das frierende, das hungernde Marieli. Gottlob, es war Zeit zum Abendessen!

Bald saß der Knabe warm und wohlgeborgen am Ofen bei seiner Großmutter und den Eltern, und vor ihm dampfte die Mehlsuppe. Aber er tunkte kaum den Löffel in seinen übervollen Teller, sodaß ihn die Großmutter ernstlich musterte. Als er aber auch die mehligen, aufgesprungenen Erdäpfel und den Käse kaum anrührte, sprach sie besorgt: „Meiredli, Meiredli, du bist nicht wohl, du mußt sogleich ins Bett; denn wenn du nichts essen möchtest, bist du noch immer krank geworden. Da

ist der beste Arzt ein warmes Bett, das beugt beizeiten vor...“ „Ja, ja,“ machte jetzt auch die Mutter, „es ist nicht in Ordnung mit ihm. Schaut nur, was für zündrote Wangen er hat! Er fiebert allweg schon. Naßh zu Bett, zu Bett!“

Eine wahre Verzweiflung ergriff den Meiredli. Jetzt war es ihm doch so schön gelungen, die Augen seiner Angehörigen auf das übermüdige Spiel des jungen Kätzleins zu richten und unterdessen seine Hosensäcke mit heißen Erdäpfeln auszustopfen, und nun sollte es ihm wieder unmöglich gemacht werden, damit zu dem verborgenen Marieli zu gelangen. Gewiß war es fast erfroren und verhungert. Er wollte sich zu einer entscheidenden Einrede aufraffen, da ging die Türe, und auf der Schwelle stand die Mariseba.

Ob ihr wüstes Maitli nicht dagewesen sei? Da habe es auf das Mittageessen ihrem Mann eine halbe Maß dickroten Welschwein holen müssen, weil er die letzte Zeit so vom Blut komme, und nun fahre sie, weiß der Herrgott wo, in der Welt herum. Obwohl es stockdunkle Nacht sei sie noch nicht heimgekommen. „Aber,“ sagte sie mit grimmigen Augen bei, „der Baupf soll mir nur heimkommen, ich habe ihm ein Bab über!“

Der Haussvater suchte sie mit guten Worten ruhiger, milder zu stimmen; aber in ihren Augen war jetzt ein fortwährendes Lächeln, das alles eher als Milde verheißt. Dann wandte er sich an sein Söhnchen: „Sag, hast du das Marieli denn nirgends gesehen?“

Der Meiredli blinzelte rasch nach der Mariseba. Sie sah ihn an, als wollte sie ihm mit den Augen die Seele aus dem Leibe angeln.

„He, nein,“ sagte er.

„Die Zille berichtet mir doch eben, sie habe euch beisammen hinter dem Hause gesehen,“ machte die Mariseba. „Was habt ihr denn dort miteinander getrieben, Bub?“

„He, nichts,“ antwortete der Meiredli in tödlicher, brandroter Verlegenheit.

„Er weiß gewiß, wo sie ist,“ sagte sie schier triumphierend, „er will nur nicht damit herausrücken. Sag's, sag's,“ fauchte sie den zusammenfahrenden Knaben an, „wo hat sich der Fratz versteckt?“

Da begann er mit einem Male zu weinen. Kurzgebunden wies sein Vater darauf das böse Weib aus der Stube, und keifend machte sie sich davon.

Draußen hatte plötzlich ein feuchter, schier warmer Wind mit aller Macht eingesetzt.

Hinter dem Hause blieb die Mariseba einen Augenblick stehen, betrachtete misstrauisch das Schneekapellchen und murkte vor sich hin: „Wenn sich der Fratz am Ende dahinein verkrochen hätte!“

Achzend bückte sie sich, um in die Schneehöhle hineinzukriechen.

„Au!“

Das Kreuz des lockern Kapellendaches war ihr auf den Kopf gefallen. Brummend und summend wie ein störender Bienenschwarm erhob sie sich und hastete davon.

Im Hause drin hatten sich unterdessen die Großmutter und die Mutter ihres weinenden Bübleins bemächtigt. Sie begannen ihn trotz seinen schluchzenden Protesten hinter dem Ofen auszuwickeln, wobei ihm seine warmen Erdäpfel aus den Hosensäcken auf den Stubenboden herabflugten. „Ja, ja,“ wehklagte die Großmutter, „das Büblein ist gewiß krank; denn so schnell weint der Meiredli nicht, wenn ihm nichts fehlt!“ Und Großmutter und Mutter einstimmig: „Zu Bett, zu Bett!“

„Ich will nicht ins Bett!“ machte er plärrend.

„Trag ihn nur hinauf, Vater!“ sagte die Mutter. „Ich will ihm rasch etwas Kamillentee kochen.“

So ward denn der Meiredli trotz allen Beteuerungen, daß er nicht krank sei, in schnell gewärmte Tücher wohlverpackt, in der Großmutter breites Bett hinaufgetragen.

Es mochte gegen Mitternacht gehen, da richtete sich die Großmutter im Bette auf und lauschte. Es war ihr, sie höre ein anhaltendes wimmerndes Weinen. Erst schien es im Hausflur zu sein. Aber als sie aufstand und in den Flur hinausleuchtete, vernahm sie es deutlich: das Weinen war hinter dem Hause. Sie blickte durchs Fenster hinter das Haus, konnte aber nichts wahrnehmen trotz dem schönsten Mondchein. Es war gerade, als käme das Wimmern aus der Erde. Sie bekreuzte sich und schloß fröstelnd das Fenster. Sie mußte sich getäuscht haben; vielleicht kam das Weinen doch aus dem Nachbarhause.

Wie sie aber in ihre Kammer zurückkam, fiel das Licht auf ihren wie ein Häuslein Unglück im Bett kauernden Enkel, der sie mit angstfüllten, trostlosen Augen ansah. „Ich will hinausgehen,“ stammelte er unter herzerreibendem Schluchzen, „es weint!“

Mit schier entsetzten Augen schaute die Großmutter nach dem Knaben, den es nur so schüttelte. Gewiß hatte er schon hochgradige Fieber, wie alle Kranken, die auf einmal fortwollen. „Jesus, Jesus!“ stöhnte sie.

„Es muß noch ganz erfrieren und verhungern,“ schluchzte er.

Jetzt wurde die Großmutter aber aufmerksam.

„Wer muß verhungern?“ fragte sie erstaunt.

„Das Marieli.“

„Ja, um Gottes willen, von wem redest du denn?“ Da ging ihr plötzlich ein Licht auf. „Meinst du etwa der Marijeba ihr Stieffind?“

„He ja,“ plärte er.

„Ja, ums Himmels willen, weißt du denn, wo's ist? Weint es etwa gar hinter dem Hause? Aber ich habe doch eben nachgeschaut und niemand gesehen. Wo steckt es denn?“

„He, in der Schneekapelle!“ schluchzte er stoßweise heraus.

„In der Schneehöhle? Du heiliges Verbien!“ rief jammernd die Großmutter aus. Und schleunigst zog sie sich an, schlüpfte in die dicken Winterschuhe, weckte den Haussvater, und bald darnach standen sie vor dem Loch der Schneekapelle.

Drin war es mit einem Male mäuselein-läubleinstill geworden.

„Marieli!“ rief die Großmutter halblaut hinein.

Es kam keine Antwort.

„Marieli, schau, ich bin es bloß, des Meiredli Großmutter! Komm nur getrost heraus; deine Mutter ist nicht da, es geschieht dir nichts! Du darfst bei uns übernachten, und morgen kommt Meiredlis Vater mit dir nach Hause; der wird dann schon dafür sorgen, daß du's künftig besser hast. Komm doch heraus, Maiteli! Oder bist du denn nicht mehr drin?“

„Doch,“ kam jetzt ein verschüchtertes Stimmlein aus der Schneehöhle.

„So komm nur getrost heraus, Kind!“

Der Haussvater hob die Luterne hoch.

Da kroch ein zitterndes Mägdlein aus dem Schneeloch, die flachscheitern Haare hingen ihm über das Gesicht herab, und als es sich zögernd und schlotternd vor Frost und Angst aufrichtete, schauten zwei franke blaue Augen scheu nach allen Seiten, und die bleichen Wangen zeigten noch die eingetrockneten Tränenrinnlein.

Die Großmutter weinte. Der Haussvater aber nahm das bebende Gesäß auf die Arme und trug es sogleich in der Großmutter warmes Bett hinauf, nachdem der Meiredli, glücklich über Marielis Erlösung, in sein eigenes kleines Bett geschlüpft war. Bald brachte die Großmutter dem Kind warme Milchsuppe. Es schaute sie wohl mit heißen Augen an, ließ sie aber unberührt stehen.

„Iß, Marieli, iß!“

„Bringt ihr mich schon vor dem Morgenessen zur Stiefmutter?“

„Nein,“ machte die Großmutter, „du mußt nun lange, lange nicht mehr zu ihr zurückkehren. Wir behalten dich, bis sie kniefällig verspricht, dir eine gute Mutter zu sein. Iß jetzt nur, liebes Herzlein!“

Ein Jubelschrei kam aus des Meiredli Bettstatt. Und alljogleich fiel das Mägdlein heischungrig über die Milchsuppe her. Dann schlief es sanft und selig ein.

Am Morgen aber, als der Meiredli, den Schulack auf dem Rücken, die Stiegen hinunterklapperte, blieb er unter der Haustür erstautnt stehen und machte große Augen: seine schöne Schneekapelle war zusammengefallen; denn in der Nacht war Tauwetter eingetreten. Da lachte er laut auf und rief: „Juhuu! Jetzt bin ich froh; nun brauche ich nicht mehr heilig zu werden!“



Rudolf Koller (1828—1905).

Änni vom Hasliberg.
In Zürcher Privatbesitz.